

PREDIGT ZU 2. MOSE 3, 1-14

- Wermelskirchen, 5. Februar 2017 (Letzter Sonntag nach Epiphania) -

„Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.“

Gott zeigt sich, offenbart sich – und bleibt doch der Unbegreifliche, Verborgene. Eine Spannung, die sich durch die ganze Bibel zieht und durch jede echte Gotteserfahrung des Menschen. Hören wir den Predigttext, die berühmten Worte aus dem 2. Buch Mose, im 3. Kapitel:

„Mose aber hütete die Schafe Jitros, seines Schwiegervaters, des Priesters in Midian, und trieb die Schafe über die Steppe hinaus und kam an den Berg Gottes, den Horeb. Und der Engel des HERRN erschien ihm in einer feurigen Flamme aus dem Dornbusch. Und er sah, dass der Busch im Feuer brannte und doch nicht verzehrt wurde. Da sprach er: Ich will hingehen und die wundersame Erscheinung besehen, warum der Busch nicht verbrennt.

Als aber der HERR sah, dass er hinging, um zu sehen, rief Gott ihn aus dem Busch und sprach: Mose, Mose! Er antwortete: Hier bin ich. Gott sprach: Tritt nicht herzu, zieh deine Schuhe von deinen Füßen; denn der Ort, darauf du stehst, ist heiliges Land! Und er sprach weiter: Ich bin der Gott deines Vaters, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs. Und Mose verhüllte sein Angesicht; denn er fürchtete sich, Gott anzuschauen. Und der HERR sprach: Ich habe das Elend meines Volkes in Ägypten gesehen und ihr Geschrei über ihre Bedränger gehört; ich habe ihre Leiden erkannt. Und ich bin herniedergefahren, dass ich sie errette aus der Ägypter Hand und sie herausführe aus diesem Lande in ein gutes und weites Land, in ein Land, darin Milch und Honig fließt.

Weil denn nun das Geschrei der Israeliten vor mich gekommen ist und ich dazu ihre Not gesehen habe, wie die Ägypter sie bedrängen, so geh nun hin, ich will dich zum Pharao senden, damit du mein Volk, die Israeliten, aus Ägypten führst. Mose sprach zu Gott: Wer bin ich, dass ich zum Pharao gehe und führe die Israeliten aus Ägypten? Er sprach: Ich will mit dir sein. Und das soll dir das Zeichen sein, dass ich dich gesandt habe: Wenn du mein Volk aus Ägypten geführt hast, werdet ihr Gott opfern auf diesem Berge.

Mose sprach zu Gott: Siehe, wenn ich zu den Israeliten komme und spreche zu ihnen: Der Gott eurer Väter hat mich zu euch gesandt!, und sie mir sagen werden: Wie

ist sein Name?, was soll ich ihnen sagen? Gott sprach zu Mose: ‚Ich bin, der ich bin‘! Und so sollst du zu den Israeliten sagen: Der ‚Ich bin‘, der hat mich zu euch gesandt.“

Gebet:

Herr, unser Gott; wir bitten dich: Gib uns den Geist, der alles neu macht, damit wir lernen, neu zu hören, was dein Wort uns zu sagen hat, und neu zu sehen, was wir zu tun haben, und aufs Neue vor dich zu bringen, was uns bewegt: ...

Gott, du hast uns gehört. Nun sprich du zu uns. Amen.

Liebe Gemeinde,

was ist das für ein Gott, der sein Volk erst einmal ein paar Jahrzehnte, ja Jahrhunderte in Ägypten schmachten lässt? Was ist das für ein Gott, der zuschaut, wie Sklavenhalter sich über minderjährige Kinder und greise Alte hermachen, der mit ansieht, wie eine Generation nach der anderen von der Peitsche des Pharaos zerrieben und am Boden zertreten wird? Was ist das für ein Gott? Es sollte mich nicht wundern, wenn manchem Israeliten damals diese Frage das Herz schwer gemacht hätte, diese quälende Frage, diese leidvolle Frage: Was ist das für ein Gott? Es sollte mich ebenso wenig wundern, wenn viele damals diese Frage längst verdrängt hätten, vergessen, weil sie ohnehin keine Antwort mehr darauf erhofften. Und wenn mit dieser Frage nach Gott schließlich auch Gott selbst in Vergessenheit geraten wäre – damals in Ägypten, damals beim Volk Israel, damals zur Zeit des Mose.

Ebenso wenig sollte es mich wundern, wenn nicht auch heute diese Frage manchem das Herz schwer machte: Was ist das für ein Gott? Angesichts der Welt, wie sie ist, und angesichts des Lebens, das ich lebe: Was ist das für ein Gott? Und genauso dürfte auch heute mancher diese Frage längst zu den Akten gelegt haben – aus Enttäuschung, aus Unzufriedenheit, aus Hilflosigkeit: Welchen Sinn hat es zu fragen, wenn mir doch keiner die Antwort geben kann, wenn jede Antwort nur wieder neue Fragen aufwirft: Was ist das für ein Gott? Es gibt solche Fragen: Fragen, die keine befriedigende Antwort haben, Fragen, die man gerne loswerden würde – und von denen

man dann doch immer wieder eingeholt wird, früher oder später, ob man will oder nicht.

So wie Mose: Der wollte mit all dem und mit all diesen Fragen auch nichts mehr zu tun haben. Der wollte nur noch weg, weg von allem, was er gesehen und gehört hatte in Ägypten, weg von dem erbärmlichen Anblick der Sklaverei, weg von dem verächtlichen Hochmut der ägyptischen Herren, und vor allem: Weg von sich selbst, von der eigenen Geschichte.

Mose – das war einer, dessen Karriere schon zu Ende war, bevor sie richtig angefangen hatte, der sich schon in jungen Jahren erfolgreich mit Mord besudelt hatte. Und der dann in die Wildnis geflüchtet war, um dort als Schafhirte möglichst unauffällig sein Dasein zu fristen. Mit Frau und Schwiegervater nimmt er – würde man heute sagen – eine neue Identität an, um möglichst unbehelligt zu bleiben. Dort, in der Steppe, will er erst mal Gras wachsen lassen über die ganze Sache. Und vor allem: Seine Ruhe will er haben. Das Dumme ist nur: Gott *lässt* ihm keine Ruhe. Gott lässt uns selten unsere Ruhe, denn egal ob als flüchtiger Mörder oder als vorbildliche Mutter, egal ob als einfacher Schafhirte oder als erfolgreicher Unternehmer: Gott lässt keine Ruhe. Und wenn wir meinen, wir hätten einen ruhigen Platz gefunden, weit weg von Gott und von unseren Fragen, dann fängt plötzlich etwas an zu brennen, um uns, in uns, und zwingt uns zum Hinschauen.

Und so brennt dem Mose plötzlich das Herz angesichts des brennenden Busches, da wird es ihm schlagartig ziemlich unangenehm, als er eine Stimme hört, die seinen Namen spricht. Als er plötzlich spürt: Da will jemand was von mir! Und zitternd und zaghaft antwortet er: „Da bin ich.“ Ich weiß zwar nicht, wer du bist, ich weiß zwar nicht, was du willst, aber hier bin ich. Und dann bekommt Mose den bekannten, den berühmten Auftrag: Er muss wieder zurück zu den Unterdrückern und den Feinden seines Volkes und um Freiheit für sein Volk bitten. Sein Volk? Da hatte er doch eigentlich auch längst mit abgeschlossen; war das überhaupt noch ‚sein‘ Volk? Und doch: Der ihn da ruft, der will genau ihn, der will keinen anderen, und der will auch genau dieses Volk und kein anderes aus der Hölle der Sklaverei holen. Warum? Weil er, sagt er, ihr Schreien und Rufen gehört hat und ihr Leid sieht. Und nun helfen will, einschreiten, befreien und erlösen. Und dafür

braucht er eben ihn, den Schafhirten und flüchtigen Mörder, Mose. Was ist das für ein Gott?

Genau diese Frage stellt Mose natürlich auch: Wer bist denn du? Was soll ich den Leuten denn sagen, wenn sie mich fragen: Wer hat dich gesandt? In wessen Namen trittst du denn überhaupt auf? Zweimal antwortet ihm die Stimme aus dem Feuer. „*Ich bin der Gott deines Vaters, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs*“, hört Mose zum ersten Mal. Und er verhüllt sein Haupt, weil er begreift: Das hier ist kein Traum, keine Einbildung, da redet der, der eine Geschichte mit meinem Volk hat, die schon viel länger dauert als alles, was ich überschauen kann. Da knüpft einer weiter an den verworrenen Fäden, die schon von alters her in seinen Händen liegen. Für einen Augenblick lässt Gott Mose erkennen, mit wem er es da zu tun hat, zeigt ihm – die *eine* Seite, die Seite, die er wissen muss, die mit seinem Auftrag zu tun hat und die ihn über seine eigene Geschichte aufklärt. Gott hat sein Volk nicht vergessen, und der Weg Gottes mit seinem Volk ist noch nicht zuende. Das soll Mose wissen, das wird ihm mitgeteilt, das sollte reichen. Reicht das?

Mose aber will noch weiter gehen; ihm reicht das nicht: *Mose sprach zu Gott: Siehe, wenn ich zu den Israeliten komme und spreche zu ihnen: Der Gott eurer Väter hat mich zu euch gesandt!, und sie mir sagen werden: Wie ist sein Name?, was soll ich ihnen sagen?,* Ich muss mich doch erklären, muss *dich* doch erklären können, ich muss dich dem Volk doch vorstellen können, ich brauche mehr von dir, mehr Informationen, mehr Autorität, will mehr in der Hand haben! Und die feurige Stimme im Dornbusch antwortet: *„Ich bin, der ich bin!“* Und so sollst du zu den Israeliten sagen: *Der ‚Ich bin‘, der hat mich zu euch gesandt.* Was ist über dieses Wort, diese Selbstaussage Gottes, diese vermeintlich ‚Offenbarung‘ nicht schon alles gerätselt und gedeutet worden. Was hat man nicht alles hineingelegt und hineingelesen in diese Worte: „Ich bin, der ich bin!“ Schon die ersten Übersetzer der Tora, die griechische Septuaginta, nimmt den Mund recht voll: „Ich bin der Seiende, bin das Sein schlechthin“, übersetzt sie diese Worte, und man fragt sich, ob man damit wirklich schlauer ist als vorher. „Ich werde für euch da sein“, übersetzen in moderner Zeit viele Bibeln, weil das so schön freundlich und menschennah klingt. „Ich werde mich als der erweisen, der ich immer schon war!“, möchten manche Übersetzer das interpretieren, so als wolle Gott hier seine Treue und Zuverlässigkeit unterstrei-

chen. Schöne Gedanken, das alles, aber wohl doch eher unsere Wünsche, Ausdruck unserer Sehnsucht nach einem Gott, der möglichst freundlich und lieb zu uns ist und keine unangenehmen Überraschungen parat hält.

Und dann lese ich bei dem britischen Rabbiner Jonathan Magonet eine Auslegung, die mich erst zusammenzucken lässt, von der ich aber ahne, dass sie genau den Punkt trifft. Er schreibt: „*Das seltsame 'eyeh ascher eyeh, ich bin der ich bin', das Gott zu Mose spricht, hat schon viele mystische und philosophische Auslegungen erfahren, aber im Kern bedeutet es wohl einfach: Nur ich weiß, wer ich wirklich bin. Oder, etwas drastischer: Das geht dich nichts an. Mind your own business.*“ In der Tat: „Das geht dich nichts an!“ ist, recht betrachtet, wohl das, was Gott Mose hier mitteilt. Das braucht dich nicht zu kümmern, das ist nichts für dich, du willst mehr wissen, als dir zusteht. Und Magonet schließt: „*So erkennen wir in einem Augenblick die Möglichkeit und die Unmöglichkeit der Offenbarung.*“ Ein verstörender Gedanke, zweifellos. Der Gott, der sich Mose als Retter seines Volkes zeigt, zieht sich im selben Moment wieder zurück, als Mose mehr wissen will. Oder besser gesagt: Der Gott, der sich den Menschen rettend zuwendet, erinnert sie im selben Augenblick daran, dass es da noch Seiten an ihm gibt, die uns nicht zugänglich sind, die uns verborgen bleiben, und zwar auf Dauer verborgen bleiben, die wir gar nicht begreifen können. Der Gott, der sich uns Menschen zeigt, erinnert uns im selben Atemzug daran, dass er immer noch eben das ist: Gott. Und wenn dieses Wort irgendeinen Sinn haben soll, dann doch wohl diesen: Dass wir Menschen Gott nie begreifen können! Dass wir gar nicht erst zu versuchen brauchen, ihn zu erfassen und in die Hand zu bekommen. Das ist zu hoch für uns, das passt nicht in unsere Schubladen und Kategorien und Denkmuster.

Und, verstörend wie diese Einsicht ist, es ist wohl von Zeit zu Zeit notwendig, daran erinnert zu werden: Gott ist mehr, ist größer, anders, fremder und unbegreiflicher als alles, was wir uns gemeinhin unter diesem Namen ausmalen, vorstellen und unseren Kindern erzählen. Irgendwann, früher oder später, kommt der Zeitpunkt, wo wir uns das eingestehen müssen: Der Gott, den wir uns so nett und angenehm zurecht gemacht haben, der hat noch Seiten, von denen wir gar nichts ahnen, geschweige denn die wir begreifen können. Der Gott, der so schön in unser Schema passte, den wir mit Bildern und Namen

so nett domestiziert haben, der ist, wenn er denn wirklich Gott ist, weit über und jenseits allem, was wir uns ausgemalt und vorgestellt haben. „Ich bin, der ich bin!“ – das erinnert uns schmerzlich daran, dass Gott uns auch verborgen, fremd, unnahbar und unbegreiflich ist und auch *bleiben* wird, so leidvoll das für uns ist, so schwer uns das eingehen will, so sehr sich in uns alles dagegen sträubt. „Was ist das für ein Gott?“ – da beginnen wir vielleicht zu ahnen, dass wir mit dieser Frage überhaupt nicht vorankommen, nicht bis zu Gott vordringen, wenn er denn wirklich Gott ist.

Schockierend, ich weiß, unbequem und ungemütlich. Aber es muss wohl so sein, denn was wäre denn die Alternative? Dass es neben dem lieben und freundlichen Gott noch einen anderen, einen finsternen, bösen Gott gibt, der auch an und zu mal ans Steuer darf? Und der sich dann austobt, wenn der liebe, gute Gott gerade mal nicht hinguckt? Wollen wir uns wirklich auf diesen Gedanken einlassen: Dass da hinter, neben, über Gott noch eine andere, finstere, dunkle Macht wäre, auf deren Rechnung all das geht, was nicht in unser Bild vom ‚lieben Gott‘ passt? Das würde doch in der Konsequenz nichts anderes bedeuten, als dass der Gott, den wir bekennen, doch nicht wirklich und wahrhaftig, nicht endgültig Gott wäre? Ist dieser Gedanke nicht noch viel unerträglicher? Und so muss uns denn auch die Bibel hin und wieder daran erinnern, davor warnen, dass wir nicht zu klein und zu gemütlich von Gott denken: „*Du bist ein verborgener Gott, du Gott Israels, der Heiland*“, spricht es aus dem Propheten Jesaja (45,15), und Paulus ermahnt uns im Römerbrief: „*Wer bist du, Mensch, dass du mit Gott rechten willst?*“ (9,20). Wenn ich wirklich und ernsthaft *einen* Gott glaube, dann muss ich wohl oder übel damit leben, dass dieser eine Gott auch Seiten hat, die mir unbegreiflich, unverständlich, ja unerträglich und furchtbar sind. Alles andere, meine ich, würde das Problem, die Not nur noch größer machen und Gott kleiner, zu klein.

„Was ist das für ein Gott?“, fragen wir, sehr verständlich, und erfahren im selben Moment, dass wir die Antwort auf diese Frage gar nicht ertragen könnten, dass sie uns und unsere Vorstellungen weit übersteigt und überfordert. „Ich bin, der ich bin“, hören wir heute und müssen uns von ihr in unsere Schranken weisen lassen: „Ich bin Gott – das muss dir als Antwort genügen!“

Aus welcher Richtung die Antwort kommt, die uns aus diesem Zweispalt weiterhilft, hören wir aus dem Lesungstext: Dort, auf dem Berg der Verklärung, hat Gott sich zu dem bekannt, der für uns das Angesicht Gottes ist: „Das ist meine geliebter Sohn, *den* sollt ihr hören!“, spricht die Stimme aus den Wolken. Wieder eine geheimnisvolle, körperlose Stimme, die uns aber diesmal sagt, was wir hören und wissen sollen: Dort, in Jesus, hat sich Gott für uns offenbart. Dem haben wir zu folgen, darauf haben wir zu hören, da zeigt sich Gott uns so, dass wir ihn fassen können. Das ist sozusagen die Fortsetzung zu der Erfahrung des Mose am brennenden Busch, das zweite Wort nach dem abweisenden: „Ich bin, der ich bin.“ Jetzt, in Jesus, heißt es: Das ist der Immanuel, der „Gott-mit-euch“, der Gott an eurer Seite. Schaut zu ihm, schaut dorthin, wenn euch die Frage quält und die Antwort immer nur neue Fragen aufwirft: Nicht: „Wer oder was ist Gott?“, sondern: „*Wo finde ich Gott für mich?*“ Dort, in Jesus Christus, finden wir die Antwort, mit der wir leben können, auch wenn die eine, große Frage weiterhin quält und Not macht, die Frage nach Gott, auf die es keine Antwort gibt, die uns befriedigen würde.

Wir werden in diesem Jahr öfter noch Worte aus dem Alten Testament hören, und das ist gut so, denn, wie Dietrich Bonhoeffer einmal sagte: Wer zu schnell und direkt neutestamentlich sein will, der ist meines Erachtens kein Christ! So werden wir von unserem Wort heute – „Ich bin der ich bin!“ – erschreckend aber heilsam daran erinnert, dass wir es wahrhaftig mit Gott zu tun haben und nicht mit dem Abziehbild, das wir so leicht mit Gott verwechseln. Dass Gott weit über unser Verstehen hinausreicht und uns an unsere Grenzen führt. Das verstört und beunruhigt. Aber gerade in Grenzsituationen, wenn wir mit unserem Latein zuende sind und unsere Erklärungsversuche hilflos abbrechen – gerade dann wird uns klar, dass wir es wahrlich mit Gott zu tun haben. „Ich bin, der ich bin!“ – wenn uns diese Einsicht neu die Ehrfurcht vor Gott lehrt, dann ist das kein Schade, auch wenn es hart und ungemütlich ist. Das ist nicht das Letzte, was dazu zu sagen ist, aber es ist das Erste, das wir immer wieder zu hören haben. Dann – nur dann! – können wir auch das Zweite, das Andere, das Tröstliche und Heilsame hören und begreifen, wirklich begreifen.

„Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.“